

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Iserold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 23. November 1916

Im Lazareth im beschossenen Dorf.

Westlicher Kriegsschauplatz, im August.

Das Dorf, in dem wir Kriegsbeobachter eingekerkert lagen, war nicht sonderlich groß und mit Truppen überfüllt. Alle die niedrigen Holzstetten hatten sich in Kisten verwandelt, in denen die eigentlichen Bewohner sich auf einen einzigen Raum beschränken mußten. Dazu kam noch, daß gerade an dem Tage, an dem wir einrückten, ein Brand mehrere Häuser einäscherte. So herrschte entschieden Raummangel.

Der Stabsarzt, der mir die Augen aus meinem Oberkiefer herausholte, mußte eilen, und ein junger Oberarzt übernahm die weitere Behandlung. Als er den Verband erneuerte, sagte er, die Sache läßt sich gut an, in vierzehn Tagen würde ich wieder marschfähig sein. Das stimmte mich etwas nachdenklich. Der erste Arzt auf dem Verbandslager hatte gesagt, es seien drei bis vier Tage Ruhe nötig; der Stabsarzt hatte die Ruhefrist auf acht Tage erhöht, dieser sprach gar von 14 Tagen. Ich fragte, ob es unter diesen Umständen nicht richtiger sei, wenn ich nach Hause reiste.

Der Oberarzt meinte, das hielte er auch für das Vernünftige. Sie könnten sich doch nicht recht pfeifen. Er würde dafür sorgen, daß ich noch heutzutage abtransportiert würde. Ich wartete und wartete, aber an diesem Tage wurde aus dem Abholer nichts, da der Kranke infolge der beständigen Gefährdung bereits mit Bewunderten ganz befestigt war.

Statt dessen erhielt ich zahlreichen Besuch, denn mein leeres Zimmer fand viele Liebhaber. Der erste, der kam, war der Sekretär der Feldpost. Er klagte mir seine Not. Man hatte ihm ein passendes Quartier angewiesen, doch war das Haus unglücklicherweise abgebrannt. Die Räume, die man ihm darauf versprochen, waren, ehe er noch einzutreten konnte, von anderen belegt worden. Nun war er glücklich, dieses Zimmer gefunden zu haben, und wollte sich seiner gleich bemächtigen. Er ging nur fort, um sich ein Stück Kreide zu holen. Offenbar war er kein Mensch, der die Gelegenheit zum Schopf zu fassen wußte, denn als er zurückkam, hatte schon jemand anders seinen Namen auf die Tür gemalt, und er mußte geknickt wieder abziehen.

Am nächsten Morgen las ich in Goethes Gedichten, als ein langgezogener Pfiff ertönte, dem ein gewaltiges Getöse folgte. Ich glaubte an eine Fliegerbombe und machte mir weiter keine Gedanken. Gleich darauf aber wiederholte sich der unheimliche Pfiff und ebenso der fragende Einsturz. So ging es in kurzen Abständen noch mehrere Male. Als ich nicht mehr in meinem Bett und drehte, sah ich über die breite Dorstraße laufende Weiber und Kinder rennen und galoppierende Pferde großen Staub aufwirbeln. Augenblicklich wurde das Dorf von den Russen beschossen. Nach den Einschlägen zu urteilen, mußten es Granaten von recht anständigem Kaliber sein. Zeitweilig ist alles, dachte ich, humpelte aus dem Bett und sah mich an. Mein Bein tat mir kein bißchen weh; in diesem Augenblick hätte ich Ballet tanzen können.

Indessen nun, angekündigt jedesmal von dem widerlichen, höhnischen Pfiff, die Donnerläufe sich wiederholten, froh ich ins Bett zurück und versuchte, in meiner Lektüre fortzufahren. Aber ich kann versichern, daß gegen einschlagende Granaten Goethes Gedichte nur ein mäßiger Trost sind. Ich hatte gerade das letzte Gebot aus dem Sonettentranz zu lesen begonnen:

Zwei Worte sind es, kurz, bequemt zu sagen.

Die wir so fort mit holden Freuden nennen...

...nun also, Worte, die man oft nennt, müssen doch geläufige Worte sein. Aber glaubt ihr, ich hätte darauf kommen können? Statt dessen drängten sich die Ausdrücke, wie elender Mitverwünschter Schweine, mir auf die Lippen.

Nach einer Weile kam mein Vorka herein. Er machte mit seinen sonst ziemlich freien Händen ganz unwillkürlich geschickte Verrenkungen und sagte in seinem traurigen Dialekt: „Nun beschreiben die Russen auch noch unser schönes Quartier. Was das bloß wieder heißen soll.“

„Kommen denn die Granaten näher?“

„Nu ja. Viel näher dürften sie nicht mal kommen.“

„Wie sieht es denn mit dem Abtransport?“

„Daraus würde wohl heute nichts werden, hat der Herr Oberarzt gesagt. Die Autos am Bahnhof sind natürlich gleich ausgegriffen.“

Ich erfuhr nun, daß die Russen hauptsächlich auf den Raum um den Bahnhof abgesehen hatten. Um halb neun war ein feindlicher Flieger erschienen, hatte dort Bewundeten geteilt und allerhand andere ihn interessierende Gegenstände beobachtet und war trotz sehr geschickter Beschießung von unserer Seite unversehrt zurückgekehrt. Nun hatte der Oberarzt in glücklicher Vorsehung die Zelle sofort räumen lassen. So richtete das Artilleriefeld aus schweren Schiffsgeschützen, das prompt eine halbe Stunde später einsetzte, nur geringen Materialschaden an, obwohl eine Granate mitten in einem Zelt einschlug. Aber nachdem die Russen den Bahnhof ausgiebig belegt hatten, schienen sie es jetzt auf das Dorf selbst abgesehen zu haben. Mit ermüdender Regelmäßigkeit kamen die Ungeheuer angeflogen. Man hatte das Gefühl, daß irgendwo über einem eine unsichtbare Guillotine aufgeschlagen sei, an der das Halbheil mit langgezogenen Pfeifen herabsauste. Auf was machte es jetzt niederkrachen?

Ich machte den Goethe-Band wieder auf und las:

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!

Na ja, das ließ sich nicht leugnen, mein Herz hatte ein ganz hübsches Tempo angeschlagen. Und ein Pferd hätte ich auch gern gehabt. Auf der blühendsten Schindmähre wäre ich verquält fortgeritten. Aber die Beförderungsmittel, die sich hinter mir auf der Straße bewegten, Panzerwagen und Autos, waren alle mit Weibern, Kindern und Bewundeten hoch beladen.

In diesem Augenblick steckte ein junger Leutnant sein hübsches frisches Gesicht durch das offene Fenster und rief mir zu: „Moin! Na, was sagen Sie zu dem Schlamassel? Ist doch nett, daß die Russen mit der Schießerei nicht morgens um fünf angefangen haben. So konnte man sich wenigstens ausschlafen. Uebrigens finde ich die ganze Uffreyung totaliter blödsinnig. Die Stenks schmeißer ja viel zu kurz. Die Dinger krepieren ja alle 500 Fuß vom Dorf. Das ist offenbar ihr weiteser Radius. (Das war natürlich gelogen. Aber ich fand es hübsch und tröstlich gelogen.) Wir sollen nun abbauen und unsere Leben weiter hinten aufmachen. Na, mein Wegel! Nur wird's heute wohl man anschauen.“

Ach! ging es in diesem Augenblick.

„Na ja, na ja,“ sagte der Leutnant und drehte sich gleichmütig um. „Wir wissen schon: Kunde, die besten, heißen nicht. Ein Getöse machen die Dinger, geradezu polizeimäßig.“

Eine ganze Weile plauderte er noch mit mir, und seine Art, wie er, mit vernünftiger Behaglichkeit, halb auf dem Hinterrand sitzend, seine Zigarette paffte, ohne sich im geringsten durch die Einschläge stören zu lassen, bereitete mir ein außerordentliches Vergnügen.

Nachdem die Schießerei ungefähr zwei Stunden gedauert hatte, kam der Oberarzt und sagte, er hätte keine Bewundeten glücklich unversehrt abtransportiert und den Befehl bekommen, selbst abzufahren. Wenn ich nichts dagegen einzuwenden hätte, würde er mich mitnehmen.

Ach, wußte wirklich nicht, was ich hätte einwenden sollen.

Nach etwa zwanzig Minuten hatten wir das nächste Dorf erreicht, wo von dem Kärm kaum noch etwas zu hören war. Als wir hier hielten, kam der abschlossene Postsekretär auf uns zu und fragte, ob wir wohl glaubten, daß er heute ein Quartier fände. Zufällig standen einige Offiziere in unserer Nähe, die alle in ein großes Gelächter ausbrachen. Man verschaltete ihm, er würde die schönste Quartiere finden, so viel er mir wollte.

Da gerade ein Krankenträger des Reges kam, so wurde ich dort hineinverladen und fuhr in das in einem Kriegslazarett eingerichtete Gymnasium. Man wies mir ein Zimmer an, in dem schon fünf verwundete Offiziere lagen.

Unsere hergebrachten Meinungen werden stets durch die Erfahrung korrigiert. Einen Bewundetenfall hatte ich mir nicht gerade als den angenehmsten Aufenthaltsgedacht: wo, wenn nicht Stöhnende, so doch still Leidende liegen und der Gefunde unwillkürlich die Stimme dämpft und aufhört umherzugehen.

Aber jetzt habe ich mich in lustigerer und angenehmerer Gesellschaft befinden als mit diesen fünf Offizieren. Und doch waren ihre Verletzungen wahrhaftig nicht gering! Ein einziger hatte nur einen Schuß, aber dieser hatte ihn gleich den Knöchel

zerschmettert. Die anderen dagegen waren sämtlich von drei und mehr Schüssen verwundet worden.

Und was hatten sie nicht noch alles ausstehen müssen! Der eine hatte, unfähig sich zu bewegen, noch zwölf Stunden im schwebenden Granatfeuer liegen müssen, bis er endlich in der Nacht aufgefunden wurde. Einem anderen war der Krankesträger, der ihn hatte verbinden wollen, über'm Uf erschossen worden und er hatte zusehen müssen, wie das Blut des Sterbenden sich mit seinem vermischte. Wocher hindurch hatten sie die ärgsten Strapazen zu ertragen gehabt, hatten tagsüber gekämpft und die Nächte in Klenden, häufig ausgeworbenen Schützengelochern verbracht, wohin ihnen tagelang nicht einmal warmes Essen getragen werden konnte.

Aber nachdem sie tagaus, tagein in der äussersten Nervenanspannung gelebt, jede Sorge um ihr eigenes Wohl und jedes weidere Gefühl hatten unterdrücken müssen und ganz ausgegangen waren in dem leidenschaftlichen Drang, zu kämpfen und zu liegen — lösten sich nun, wo sie dem blutigen Zorn der Schlacht entrückt waren, alle niedergelegten Empfindungen und strömten zusammen in der einen Sehnsucht nach der Heimat, der sie bald einen kühnen rührenden, bald ungeduldrigen Ausbruch gaben:

Ah, lieber Lazarettzug du, Ziehre uns der Heimat zu!

Alle Wetter, wann kommt denn dieser verfluchte Lazarettzug endlich? Das war ihr ewiges Fragen an Arzt und Wärter. Zugleich aber erfüllte das Bewußtsein, noch einmal mit blauem Auge devon gekommen zu sein, sie mit föhlicher Lebensfreude und ließ sie ihre Schmerzen vergessen.

Ja, alles Dahinterliegende war vor diesem neuen Tag erloschen und gegenwärtige nur noch nachts durch ihre überregerten Träume. Einzig der Gedanke an die nächste Zukunft beschäftigte sie. Der eine las immer wieder einen Brief — von der Liebsten und dem mißlichen der Ledertasche eine Kugel durchbohrt hatte. Im stillen mochte er überlegt sein, daß dieser Brief die Kugel gebindert hatte, tief zu dringen. Andere schrieben: unähliche Postkarten nach Hause, obwohl sie sich sagen mußten, daß sie selbst früher anlangen würden als diese Nachrichten.

Ich hatte mich nach ihren Wunden erkundigt, und der eine erzählte mir, er hätte u. a. einen Schuß durch einen gewissen Körperteil bekommen, weswegen eine alltägliche Funktion ihm einige Schwierigkeiten mache. Ich dürfte das nicht übernehmen. Er ginge bei ihnen überhaupt recht menschlich zu. Alle lachten. Ja, recht menschlich ginge es zu. Seitens dürfte man sich nicht. Bald darauf brachte der Oberarzt eine Zeitung, die er zirkulieren zu lassen hat. Das wurde so gemacht, daß man aus ihr einen Brief schnitt und diesen zum Nachbar zu überreichte. Demöhnlich aber sog er daneben. Dann mußte jemand aus dem Bett und ihn wieder suchen. Zwei konnten noch einigermaßen humpeln. Der Wundene wegen hatte man ihre Hände zerbinden müssen, und sie gingen nun als selbstkam lächerliche Fegen um ihre Lenden.

Den föhmlichsten Anblick bot ein junger Leutnant von außergewöhnlicher Magerkeit, mit geschmeidigen beweglichen Gesicht, der seiner Brille halber Professor genannt wurde.

Die Wartung wurde durch einen Pfleger und eine gutmütige Krankenschwester besorgt. Radmittags aber tauchte plötzlich eine Operationschwester von ungewöhnlicher Schönheit auf. Da war es lustig zu sehen, wie alle die Minderen stupten und große Augen machten. Du mein Himmel, ja, seit Monaten hatten sie höchstens die schrecklichen Panzerverwunden zu sehen bekommen. Reizvolle Weiblichkeit war ihnen zu einer nebelhaften Vorstellung geworden, so daß sie jetzt darauf, wie auf ein Wunder, ihre Blide richteten. Die Schwester schien nichts davon zu bemerken, sondern fragte, ob jemand Bescheidenden oder einen Wunsch hätte.

„Ach, Schwester,“ sagte darauf unser lustiger Professor in kläglichem Ton. „mir ist ganz entsetzlich schlecht.“ „Womit kann ich Ihnen denn helfen?“

„Das einzige, was mir helfen könnte, wäre ein kleines Schinkenbrot.“

Da war nun gufer Not teuer. Denn auch hier regneten die Schinkenbrote nicht vom Himmel.

„Wenn es das nicht gibt, Schwester, so würde schließlich auch ein Schnaps genügen.“

Der ließ sich schon eher beschaffen, freilich von Lazarett wegen gab es keinen. Aber die Ärzte hatten eine angebrodene Flasche in ihrem Privatbesitz, die sie ihnen zu entlocken ver-

sprach. Und wirklich kam sie nach einiger Zeit wieder, um jedem einen guten Storn einzuschlecken.

Der Oberarzt unserer Station war ein forpulerter Stabsarzt der Reserve. In seinem Zivilberuf mochte er Dozent an einer Universität sein, denn seine kurzen Unterhaltungen ließen meist in einen kleinen lehrreichen Vortrag aus. Freilich hatte er für jeden nur wenige Zeit übrig. Was die Ärzte in diesen Tagen an Arbeit leisteten, läßt sich nur mit dem vergleichen, was die Soldaten selbst in den Tagen der Kämpfe vollbracht hatten.

Unser Zimmer lag zufällig neben dem Operationsaal. Bis nach Mitternacht hörte ich von dort das Gemurmel der in Karfoße Liegenden. Und um halb vier morgens erschien der Stabsarzt schon wieder, um die, welche am Vormittag verbunden werden sollten, aufzumotieren.

Endlich hieß es, der mit großer Ungeduld erwartete und schon mehrere Male irrtümlich angekündigte Lazarettzug sei nun wirklich da. Es herrschte eine Aufregung wie vor der Weihnachtsfeier. Fürsich und Pfleger rannten, um die zur Entlassung fortgegebenen Kleidungsstücke wiederzubolen. Die Bewundeten, die sich eben noch kaum mit eigener Kraft hatten halten können, schlüßten nun selbständig in ihre Weilstühle. Als die Krankesträger erschienen, kam noch einmal der Stabsarzt herein und sagte: wenn jemand eine Klage hätte, möchte er sie doch noch vorbringen. Aber zu beklagen hatte sich wirklich niemand. Wenn auch alle froh waren, in die Heimat zu kommen — was sie hier an tätiger Teilnahme von Ärzten, Pflegern und Schwestern erfahren hatten, konnte sie nur mit Dankbarkeit erfüllen.

Wilhelm Segeler.

Rumänien „großer Europäer“ und „Propheet“.

Der begeisterte Anhänger der Entente, der Herold des Idealismus und all jener Tugenden, die Rußland, die lateinischen Schwestern Frankreich und Italien und das edle England auf ihre rauschenden Banner geschrieben haben, ist Herr Tafe Jonescu. Man begegnet heute seinen Namen in allen Zeitungen, und so ist es nur natürlich, daß man sich einmal die Frage vorlegt: wer ist eigentlich dieser Herr Jonescu?

Tafe Jonescu ist der Sohn des Ghişa Joan, eines kleinen Kaufmanns, und es ist gewiß nur ein Beweis seiner keineswegs geringen Fähigkeiten, daß er sich bis zu den Höhen eines Ministers, eines Parteiführers (demokratisch - konservativ) emporrang, daß Kaiser und Könige und Präsidenten seine Freunde wurden, daß er heute mit dem Zaren an dem Duzische steht und ihm die französische Presse das Attribut des „großen Europäers“ verlieh. Der Typus des Bonivivants, mit einem Teint, der an rosige Seife erinnert, mit raschen, lebendigen, listigen Advokatenaugen, ist er jeder ein lebenswüdriger Kamerad, solange man seine Ansichten teilt, das heißt, sich ihnen unterwirft, um im Augenblick ein fanatischer Gegner zu werden, da man anderer Meinung ist. Tafe Jonescu ist Advokat, er ist Politiker — je größer der politische Einfluß, desto größer die Klientel —, er ist Staatsmann, er ist Journalist, er ist Redakteur. Er ist politischer Visionär (er selbst nannte sich so), er ist politischer Prophet. Es gibt kaum ein politisches Ereignis, das Tafe Jonescu nicht vorausgesehen hätte. Er bringt dafür Beweise und Zeugen, und es ist sein persönliches Reich, daß diese Zeugen meistens schon tot sind. Er ist russischer als die Russen, französischer als die Franzosen, italienischer als die Italiener, er ist der römischste aller Rumänen, ohne aber, wenn mein Blick mich nicht täuscht, Rumäne von reinem Geblüt zu sein. Er ist, dies ganz nebenbei, der juristische Vertreter einiger Entente-mächte, eine öffentlich nicht lumpig bezahlte Stellung in diesen Zeiten.

Die rumänischen Zeitungen machen ihm zuweilen Vorwürfe in dieser Hinsicht, allein das scheint mir heimlich und verrät eine oberflächliche Kenntnis der menschlichen Natur. Man kann viel unangenehmer seine Ideale erglänzen lassen, wenn man frei ist von materiellen Sorgen. Er ist auch Aussichtsrat vieler Gesellschaften und einiger sogar, die ausschließlich mit deutschem und österreichischem Kapital arbeiten.

Tafe Jonescu teilt das Unglück aller großen Männer, in der Heimat nicht genügend gewürdigt zu werden. Sein jetziger Bundesgenosse, Herr Filipescu, nannte den „großen Europäer“ in einer Rede in Jassi einmal in der Hitze des politischen Kampfes:

Dieser Schmutz mit den Ahrs eines Gärar. Man vergesse nicht, daß es in der Hitze des politischen Kampfes geschah. Die Zeitungen apostrophieren ihn zuweilen unhöflich: „Der verwichene Sohn des Ghişa Joan“ — „der alte Ganner“ —, aber man vergesse nicht, daß es in der Hitze des politischen Kampfes geschah. Ein Senator sagte einmal zu mir: „Tafe Jonescu ist nicht unmoralisch, sondern amoralisch.“ — Ein Politiker: „Zur Zeit, da Tafe Jonescu Minister war — das war ein Ministerium, wo man alles gestohlen hat, alles — ausgenommen die Möbel des Palais!“

Aber Herr Tafe Jonescu schüttelt sich: er weiß sehr wohl, daß er mitten im politischen Artilleriefeuer steht und seine Gegner ebenfalls nicht zart behandelt.

Tafe Jonescu, wegen seiner Medergabe auch Goldmünder genannt, wirkt seine ganze Rhetorik des Advokaten, seinen ganzen feelischen Reiz des Mitgefühlens in die Waagschale, wenn es gilt, seine politischen Grundfälle zu vertreten. In seiner Parlamentsrede am 16. und 17. Dezember 1915, einem Meisterstück der Rhetorik in der Entstellung von Tatsachen, wusch er die Russen schmeichelt, färbte die Deutschen und Oesterreicher — Ungarn in höflichen Farben, er vergiftete deren Anhänger mit seinem Spott. Er heraufsteig sich an seinen eigenen Worten, und als er von dem durch Siebenbürgen vergröheren Rumänen sprach, brach er in die Träne aus: „Ich sehe die Blüten des Paradieses sich öffnen, und eine abergläubische Furcht gebietet mir, die Augen zu schließen: es ist zu schön!“

Tafe Jonescu, früher ein Freund Deutschlands, das er heute beschimpft, predigt seit zwei Jahren den Krieg an der Seite Rußlands gegen Oesterreich - Ungarn. Geben die Russen vor, so will er sich ihnen anschließen, geben die Russen zurück, so will er sich ihnen erst recht anschließen. Tag für Tag, mit der Fähigkeit eines Besessenen, wiederholt er sein Gelddesire: „Die Stunde schlägt!“ Ob er sein Land ins Glend führt und hunderttausend Bauern schlachtet, das ist seine Frage nicht. Er will den Krieg gegen Oesterreich aus tausend Gründen, aus Gründen der nationalen Ehre, der Politik, der Gegenwart und Zukunft. Tafe Jonescu liebt es, wenn andere für ihre Ideale bluten. Am Jahrestag des Eintritts Italiens in den Krieg feiert er in einem Aufsätze in seiner Zeitung La Roumaine die „nation foure“, die „einzig aus Gründen der moralischen Weltordnung“ in den Krieg gezogen sei und bricht in die Worte aus: „Gott, in diesem Augenblick bezahlt Italien. Um so besser! Ohne Opfer kann ein Land nicht groß werden. Italien ist glücklich, seine Einheit sehr teuer zu bezahlen.“ Verluste schrecken ihn nicht. „Frankreich hat bei Verdun gelitten“, schreibt er in einem anderen Artikel, „es wird noch in anderen Schlachten leiden. Das ist seine erhabene Mission in diesem Debut des 20. Jahrhunderts.“

Zuweilen zeigt er sich ein spielerischer Töter und Toten einen Unterschied zu machen: „Das, was Frankreich an den Schlachtfeldern läßt, repräsentiert andere geistige und moralische Werte, einen anderen menschlichen Schatz als die armen Kreaturen, die hingenachlet worden sind, um die unbarmherzigen Befehle des Kronprinzen auszuführen.“

Mit herbeulichen Worten die Augen vor Entzünden geschlossen, wird Tafe Jonescu die rumänischen Bauern gegen die Karpaten ziehen lassen, in Sieg und Tod. Er erklärte allerdings nie, daß er an ihrer Seite einzuweihen würde, um sein Herz der feindlichen Kugel darzubieten — ob, nicht, daß er zu vorzüglich und er folgt darin nur dem Beispiel seiner serbischen, italienischen und französischen Kollegen — aber er erklärte feierlich, daß er, falls er ein Dutzend Söhne hätte, sie den Vaterlande opfern würde“. Falls, aber er hat keinen einzigen. Er würde ohne Zweifel bis zum letzten Mann kämpfen, um dann seine restlichen Lebensjahre in Paris mit der Abfassung der „Europe roumaine“ zu verbringen.

Indessen, Tafe Jonescu wiederholt heute und morgen und übermorgen in lauten Tönen sein ewiges: „Die Stunde hat geschlagen.“ Will es niemand mehr hören, so läßt er sich seine Zuhörer ein! Jeder Anlaß ist ihm willkommen, und hat er keinen Anlaß, so konstruiert er ihn, denn er ist ein Meister der Negie. Versammlungen, Banquetts, Umzüge, Einmal passierte ihm das Mißgeschick, seine Zuhörer nicht zu entlocken, und sie zogen vor die Redaktion einer gegnerischen Zeitung und beschwerten sich. Dem ge-

wandten Regisseur war eine Klage über die Bühne gelaufen!

„Nimporte“. Herr Tafe Jonescu spricht und läßt die Volksseele kochen, so oft er es für opportun hält. Die Demonstrationen wälzen sich durch die Calea Victoriei, ein halbes Hundert Anhänger, freiwillige und engagierte, ein paar Hundert Neugierige. Sie ziehen vor das Klublokal, Tafe Jonescu erscheint auf dem Balkon, spricht begeistert, reißt hin — die Anhänger schreien Hurra und schwingen die Hüte, die Neugierigen lachen. Ich habe einige dieser Umzüge selbst miterlebt und konnte mich mit eigenen Augen überzeugen, daß es Schwindel war.

Jedenfalls war die Anhängerschaft des Herrn Jonescu in diesem Jahre stark zurückgegangen. Außerdem, die Zeitungen der Takisten bringen, wie immer, lange Spalten, die Telegramme fliegen begeistert. Volksmengen, große Demonstrationen — und die Advokaten in Petersburg, Rom, Paris und London reihen sich die Hände: Tafe Jonescu arbeitet.

In den letzten Monaten fühlte Tafe Jonescu, daß die Bretter unter seinen Füßen wackelten. Sein moralischer Kredit hatte zu arg gelitten. Er wählte zu grelles Lampenlicht, so daß seinezüge zu deutlich sichtbar wurden. Trotz aller Anstrengungen sah er seinen Einfluß schwinden. Er sah sich nach einem Bundesgenossen um, der ihm Halt verleihen sollte und konnte, und er wählte Herrn N. Filipescu.

Die Wahrheit zu sagen, Tafe Jonescu hätte für sein kriegerisches Programm niemals eine Gefolgschaft gefunden, wenn nicht Filipescu, Führer einer konservativen Gruppe, seine Politik schon seit den ersten Kriegsmomenten im Prinzip wenigstens unterstützt hätte. Denn Filipescu, vordem ein aufrichtiger Freund der Weltmächtigen, war nach der Schlacht an der Marne in das feindliche Lager übergegangen, ohne sich indessen der Partei Tafe Jonescu anzuschließen. Der Name Filipescus hatte einen guten Klang: reichlicher Bojar, ohne Titel, ein Mann von Ehre und Anstand, genöß er einen großen moralischen Kredit im Volk. Erst sein Abfall von dem einflussreichen Verbündeten machte die Propaganda des „großenEuropäers“ überhaupt möglich.

Seute ist Filipescu ein leidender Mann, alternd, frank, und sein Geist, den ihm seine Freunde zuschreiben, ist nicht mehr von der früheren Frische. L'clair charakterisiert den alternden Filipescu folgendermaßen: „Trotz alledem lieben wir Filipescu, denn er hatte zuweilen edel rumänische Gefühle. Als er 1899 die Festschrift des Adverval heraufschlug und den Verkauf dieses Blattes verhinderte, als er in Jassi die Silhouette dieses „Scholm aus aird de Cobar“ hinwarf. Aber heute, wenn er sich in eine Reihe stellt mit einem Herrn, Sontiquann, Sagur oder Arbin, das heißt Zeitungsschreibern, die ihr Gewissen den Fremden verkaufen, kommen wir ihn nicht mehr ... Diese flammende Energie, die niemals wieder die Wohltaten der Erziehung gekannt hat noch die großen Denker der Vergangenheit, ist heute ein schlagendes Beispiel, das beweist, daß das Niveau immerhin eine gute Vorbereitung für das Leben ist.“

Mit diesem Mann wollte sich Tafe Jonescu verbinden, um seinem erbliehenden Stern neuen Glanz zu verleihen. Er versuchte die Vereinigung der beiden konservativen Gruppen zu erreichen. Und es gelang ihm. Er lebte sich des Sohnes Filipescus, der großen Einfluß auf seinen alternden Vater ausübte: Grigorasch Filipescu, mit dem Beinamen Prince de Lindan, den man ihm im Hinblick auf ein kleines Abenteuer auf der Grenzstation Lindan verlieh. Kurz, die Fusion kam zustande, zum Schmerz der wahren Patrioten. Tafe Jonescu lieh abermals seine Hausfalle aufmarschieren. Banquette, Zeitungsanfragen, Neben, Umzüge! Allein Tafe Jonescu wurde seines Sieges nicht recht froh.

Filipescu blieb den Banquette fern, indem er sein Leiden verschleierte, Filipescu erschien nie. Der Traum Tafe Jonescus, daß er Hand in Hand mit Filipescu auf dem Balkon des Klublokals in der Calea Victoriei treten könnte unter dem Jubel der begeisterten Volksmenge, dieser Traum erfüllte sich nicht. Filipescu — weich wohl Grenzen zu ziehen.

Auch die Fusion konnte es nicht verhindern, daß der Stern des „großenEuropäers“ immer bedenkllicher verluchte.

Dies ist — in klächtigen Untrissen — Herr Tafe Jonescu, dessen Name man so häufig in den Zeitungen liest. Man kann ihn ruhig überleben, sein Name kann ruhig aus den Zeitungen verschwinden. Es ist die Tragik dieses Mannes, daß seine Macht in gar keinem Verhältnis zu seinen Worten und Gesten steht.

Vernb. Kellermann.